Theologisches Literaturblatt.

Unter Mitwirkung

zahlreicher Vertreter kirchlicher Wissenschaft und Praxis

herausgegeben von

Dr. theol. Hölscher

in Verbindung mit

Konsistorialrat Prof. D. Klostermann in Kiel, Konsistorialrat Prof. D. Haussleiter in Greifswald,
Prof. D. Walther in Rostock, Prof. D. Ihmels in Leipzig, Prof. D. Althaus in Göttingen.

Nr. 16. Leipzig, 20. April 1906. XXVII. Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag. — Abonnementspreis jährlich 10 *M*. — Insertionsgebühr pr. gesp. Petitzeile 30 ₰. — Expedition: Königsstrasse 13.

Lewin, Martin (Dr. phil.), **Die Scholien des Theodor Bar Kōnī zur Patriarchengeschichte** (Genesis XII—L) herausgegeben und mit einer Einleitung und Anmerkungen versehen. Berlin 1905, Mayer & Müller (XXXVII, 35 S. gr. 8). 2. 40.

Ebedjesu erwähnt in seinem Katalog der nestorianischen Schriftsteller (Bibliotheca orientalis III, 1, 198) einen Bischof Theodor bar Kōnī (lies besser: bar Kevānai, s. S. XVII), der Scholien zu den biblischen Büchern, eine Kirchengeschichte, Katechesen und Predigten verfasst habe. Von diesen biblischen Scholien des Theodor bar Kevānai sind neuerdings Handschriften im Oriente gefunden und auch Abschriften nach Europa gekommen. Der Herausgeber des Oriens christianus, A. Baumstark, hat im ersten Jahrgang seiner Zeitschrift (I, 177 ff.) einen ausführlichen Bericht über das Werk gegeben. Es zerfällt in elf Bücher, von welchen das letzte die vorchristlichen und nachchristlichen Häresien behandelt, das zehnte Buch ein religionsgeschichtlich bemerkenswertes Gespräch zwischen einem Hanifen (?) und einem Christen enthält, und das neunte Buch gegen die Monophysiten, Chalcedonensier und Arianer polemisiert. In den übrigen acht Büchern ist eine scholienartige Bibelerklärung niedergelegt, die mit Genesis 1 beginnt und mit dem Briefe an die Hebräer endigt. Herausgegeben war bisher nur das, mehrere wichtige Nachrichten enthaltende, elfte Buch. Jetzt hat nun auf Anregung Sachaus Martin Lewin die Anmerkungen zur Patriarchengeschichte (Gen. 12—50) ediert.

Das Zeitalter des Theodor b. Kevānai ist nicht genau bekannt. Assemani identifizierte ihn mit einem Bischof Theodor von Laschom, der 893 ordiniert wurde. Aber unser Theodor war nach der Subscriptio einer alten Handschrift Lehrer in Kaschkar, und sein Buch lag bereits 792 vor. Lewin macht nun die Ansetzung unseres Schriftstellers um 600 wahrscheinlich. — Viel Neues lernen wir aus dem jetzt veröffentlichten Stücke nicht gerade. Es hat einige Bedeutung für die syrische Lexikographie, indem es schwierige Worte der Peschito erklärt, und für die Pastritik, weil der Verf. alte Quellen, wie Theodor von Mopsuestia, Theodoret und andere Exegeten, ausgezogen hat. Eigentlich interessant ist nur die Ausführung über die Könige zwischen Nimrod und Abraham (S. 2), welche hier als Probe mitgeteilt sein möge: „Welches sind die Könige von Nimrod bis Abraham und welches sind ihre Namen? — Nach der Flut herrschte in den Tagen Pelegs, in dessen Tagen die Sprachen zu 72 geteilt wurden, zunächst Nimrod, der grosse Held, und dann Chalabtur (חלבטור, var. קלבטור), in dessen Tagen Reu geboren wurde. Als dritter herrschte Schamgar, als vierter Ul, in dessen Tagen Sarug geboren wurde, als fünfter Schelēmon (Salomo), als sechster Achlēmon, in dessen Tagen Nahor im Lande der Chaldäer geboren wurde. Als siebenter herrschte Schimron (שיערון, var. שמשרון), als achter Saltīd (סלתיד, var. לסתיר), in dessen Tagen Tharah geboren wurde. Als neunter herrschte Achlēmon der Zweite, und als zehnter Gemigmos (גמיגמים), in dessen Tagen Abraham in Ur der Chaldäer geboren wurde“. Die Handschrift P nennt als zehnten König גמנגיס, als elften אוגר und dann als zwölften גלמגוס, „in dessen Tagen Abraham geboren wurde“. Bei letzterem Namen denkt man zunächst mit Lewin (S. 25) an Gilgamos, aber ob mit Recht? Woher diese Liste stammt, ist unbekannt, aber sehr alt ist sie kaum. Sie steht wohl auf gleicher Stufe mit den alten armenischen Listen.

Der von Lewin gedruckte Text ist nicht fehlerlos. Ohne sein Verschulden traf die Kollation der Handschrift P erst ein, als der Druck fast vollendet war, und daher konnten ihre Varianten erst in den Anmerkungen (S. 25—35) mitgeteilt werden. Da P zweifellos oft den besseren Text bietet, tut man gut, ihre Varianten am Rande der Ausgabe zu notieren, ehe man die Lektüre beginnt. Einige kleine Aenderungen des Textes erlaube ich mir vorzuschlagen: S. 4, Z. 15. Statt דשיתמאית lies דשתימאית. — S. 7, Z. 20. Statt הימנותא וגזורתא lies הימנותא או גזורתא. — S. 10, Z. 24 lies שבקתה, ebenso Z. 25 דבישתה. — S. 11, Z. 7. Hinter ודחלתא schiebe דאן ein. — S. 23, Anm. a: Die Abweichung vom Manuskript ist unnötig. — S. 26, Anm. 8: Diese Anmerkung beruht wohl auf einem Missverständnisse des Textes. Theodor unterscheidet den Haran, Vater der Milka und Jiska, von Haran, dem Vater des Lot. Den ersteren hält er für den Oheim des Abraham, so dass Abraham mit Sarah = Jiska nicht seine Nichte, sondern seine Cousine heiratet. Der Ausgleich mit Gen. 20, 12 erscheint ihm so leichter: Abraham würde dort seinen Oheim als seinen Vater bezeichnen. — S. 28, Anm. 42. כורא bedeutet hier „Ofen“; also: „damit im Ofen geprüft werde das wahre Gold (s. Prov. 17, 3), das zum Schatze im Himmel (s. Matth. 19, 21) dienlich ist“.

Von den Druckfehlern notiere ich nur, dass der unvermeidliche „Origines“ zweimal wiederkehrt (S. XIX; S. XXII).

Greifswald. Lic. theol. Wilhelm Riedel.

Laemmer, Hugo, De Caesaris Baronii literarum commercio diatriba. Freiburg i. Br. 1903, Herder (VIII, 110 S. gr. 8). 3 Mk.

Mit dem literarischen Nachlass des berühmten Oratorianers Baronius hatte der Breslauer Theologe schon in der Anfangszeit seiner akademischen Laufbahn sich verschiedentlich beschäftigt. Unter anderem brachten seine *„Analecta Romana“* (kirchengeschichtliche Forschungen in römischen Bibliotheken

und Archiven, Schaffhausen 1861) mehrere auf denselben bezügliche Mitteilungen; anderes folgte in seinen Beiträgen „Zur Kirchengeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts“ (Freiburg 1863), in der *Mantissa meletematum Romanorum* (Regensburg 1875) und in den „Institutionen des katholischen Kirchenrechts“ (Freiburg 1886). Was er — anstatt der beabsichtigt gewesenen, aber wohl nicht mehr erscheinenden grösseren Monographie über Baronius — in der vorliegenden Broschüre bietet, ist eine Zusammenstellung von etwa 30, teils kleineren, teils umfänglicheren Briefen desselben aus den Jahren 1560 bis 1593, abgefasst teils in italienischer, teils in lateinischer Sprache und gerichtet an des Verfassers Eltern, an verschiedene zeitgenössische Gelehrte, Bischöfe und sonstige geistliche Würdenträger. Zur Bereicherung unserer Kenntnis der Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts trägt der Inhalt dieser Korrespondenz nicht sonderlich viel bei. Doch gewährt dieselbe einen in mancher Hinsicht interessanten Einblick in die literarische Tätigkeit des berühmten Kirchenhistorikers, sowie in manche sonst minder bekannte Züge seines Charakters. Zöckler.

Kircheisen, Friedrich M., **Die Geschichte des literarischen Porträts in Deutschland.** Band I. Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts. Leipzig 1904, Karl W. Hiersemann (VIII, 170 S. gr. 8). 5 Mk.

Es ist das Ziel eines jeden Schriftstellers, die Persönlichkeiten, die er schildert, möglichst individuell zu erfassen. Denn was nützt es, die einzelnen Taten seiner Helden aufzuzählen, ohne dass man über das verbindende Moment dieser Handlungen, über den Charakter jener Männer im Klaren ist? So allgemein anerkannt diese Sätze heutzutage auch sind, so hat es doch einer sehr langen Geschichte bedurft, bis man sich über dieses Ziel klar wurde, und bis es gelang, dieses Ziel zu erreichen. Diese Geschichte, wie sie sich in Deutschland vollzogen hat, will Kircheisen darstellen. Sie zerfällt nach ihm in vier Perioden: I. in der Zeit bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts charakterisiert man durch Beifügung schmückender Beiwörter — so im deutschen Heldenlied, einschliesslich Nibelungenlied und Gudrun — oder aber indem man die Züge eines feststehenden Typus auf die einzelnen Personen überträgt — so die Geschichtsschreibung der Mönche und des Klerus. Ein wirkliches Erfassen des Individuums im Unterschiede von den Vertretern des gleichen Standes findet nur sehr selten statt. (Eine bemerkenswerte Ausnahme ist die Beschreibung Karls des Grossen durch Einhard.) II. In der Zeit von der Mitte des 12. Jahrhunderts bis zur Renaissance lernt man es, das Aeussere einer Persönlichkeit so zu schildern, dass sie sich charakteristisch von ihrer Umgebung abhebt. III. Die Zeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts versteht es, das Aeussere des Menschen zu schildern. Die Charakteristik des Seelenlebens des Menschen bringt es nicht über einzelne Versuche. IV. Die Zeit bis zur Gegenwart bringt es fertig, kunstgerechte literarische Porträts zu zeichnen. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt man, unter dem Einfluss von Taine und Bourget, nach einem zentralen psychischen Punkte zu suchen, von dem man alles ableiten kann. Das Aeussere der Persönlichkeit hingegen wird vernachlässigt. Der vorliegende erste Band des gross angelegten Werkes behandelt die erste Periode.

Der Plan des Verf.s verdient alle Beachtung. Nicht nur der Literarhistoriker kann aus seiner Durchführung lernen, sondern auch der Historiker. Ich habe dabei zunächst den ersten Band im Auge. Wir Historiker sind nur zu leicht geneigt, bei der Schilderung der Persönlichkeiten der Vergangenheit Züge der Quellen in unsere Darstellung zu übernehmen, ohne uns zu fragen, inwieweit diese Züge typisch oder individuell sind. Es ist unter diesen Umständen gut, wenn durch Untersuchungen, wie diejenige Kircheisens, der kritische Sinn geschärft wird. Man erkennt, wie schematisch die Schriftsteller des frühen Mittelalters charakterisiert haben. Ich greife ein besonders bezeichnendes Beispiel heraus: eine Tugend, die recht häufig erwähnt wird, ist die Beredsamkeit und Schlagfertigkeit der Kleriker. Natürlich nimmt Berthold in seinen Annalen Anlass, diese Tugend seinem Lehrer Herimann von Reichenau beizulegen (MG. SS. V, S. 267). Er tut es, trotzdem er kurz vorher behauptet hatte, dass Herimann mit seiner gelähmten Zunge nur gebrochene und schwerverständliche Laute, so gut es ging, langsam hervorbrachte.

Die Arbeit Kircheisens ist insofern um so verdienstlicher, als es die erste Gesamtdarstellung dieser Art ist und als auch spezielle Vorarbeiten in sehr geringem Masse vorhanden sind. Leider kommen wir damit aber auch auf die schwachen Seiten des Buches. Es trägt doch sehr stark den Charakter eines ersten Versuches. Schon in bezug auf die Form. Der Verf. hat es sich zum Prinzip gemacht, viele Quellenstellen anzuführen, um dem Leser ein möglichst anschauliches Bild zu geben. Trotzdem er diese Methode durch den Hinweis auf die Geschichte der Malerei verteidigt, die nur dann ihren Zweck erreicht, wenn man zahlreiche Abbildungen zu sehen bekommt, so ist es mir doch fraglich, ob diese Methode wirklich berechtigt und ob der Vergleich mit der Kunstgeschichte also stichhaltig ist. Man vergleiche Kap. I des zweiten Teiles. Nach einer kurzen Einleitung werden auf $14^1/_2$ Seiten Quellenstellen gebracht, dann kommt eine Statistik der verschiedenen Tugenden und Laster und dann folgt auf etwas mehr als zwei Seiten eine kurze Besprechung des gebotenen Stoffes. Aehnlich ist das Missverhältnis in den übrigen Teilen des Buches. Man fragt sich unter diesen Umständen unwillkürlich: warum hat der Verf. sein Buch nicht lieber betitelt: Materialsammlung zu einer Geschichte des literarischen Porträts? Die Art der Charakteristik eines Zeitalters wäre schon bei viel weniger Beispielen erkenntlich gewesen; dagegen hätten die eigenen Ausführungen des Verf.s eingehender sein müssen. Warum befolgt der Verf. beim deutschen Heldenlied die Methode, dass er seine zahlreichen Belegstellen zuerst in extenso gibt und sie dann noch paraphrasiert? Warum zitiert der Verf. die Charakteristik des Klausners Hospitius bei Paulus Diakonus, wenn er weiss, dass diese Charakteristik von Gregor von Tours abgeschrieben ist (vgl. S. 53 f. und S. 70 f.)? Wieviel interessanter wäre es gewesen, wenn der Verf. die Entwickelung des literarischen Porträts in Deutschland durch Seitenblicke auf die französische und italienische Entwickelung konkreter gestaltet hätte! Gewiss wäre dadurch der Stoff, den er durchzuarbeiten gehabt hätte, ein weit grösserer geworden, aber wer grosse Pläne fasst, muss sich klar machen, dass zu deren Ausführung auch eine grosse Arbeit erforderlich ist.

Vor allen Dingen aber wäre es nötig gewesen, dass der Verf. sich mit der Geschichte des Mönchtums im Mittelalter etwas gründlicher vertraut gemacht hätte. Diese spielt nämlich in seinen Ausführungen eine grosse Rolle. Die Unterschiede in der Entwickelung des literarischen Porträts bei den Klerikern will er auf die Entwickelung des Mönchtums von den Benediktinern zu den Cluniacensern und von diesen auf die Cistercienser zurückführen. Hierbei sind ihm aber recht grobe Versehen passiert. Wenn der Verf. von den Cisterciensern schreibt: „Durch ihrer Hände Arbeit sollen sie ihr Brot erwerben und nicht von Geschenken Mildtätiger leben, im grossen Gegensatz zu den zahlreichen Bettelorden“ (S. 143), so will ich zwar hoffen, dass der Verf. weiss, dass es zur Zeit des Auftretens der Cistercienser noch keine Bettelorden gab; aber diese Deutung in bonam partem lässt sich nicht durchführen, wenn der Verf. behauptet, dass die Cistercienserregeln zu Anfang noch mit den Cluniacensischen vermischt, auf die Charakterschilderungen der Geistlichkeit des 11. und 12. Jahrhunderts von Einfluss waren (ib.), denn die Ausbreitung der Cistercienser in Deutschland beginnt erst ca. 1125 und wird namhaft zwischen 1130 und 1150, so dass erst von da an von cisterciensischem Einfluss auf das literarische Porträt die Rede sein kann. Der Verf. findet aber, dass die Schilderung E. B. Annos von Köln durch Lambert von Hersfeld cisterciensisch beeinflusst ist (S. 151), obgleich er an anderer Stelle richtig bemerkt, dass der Orden von Citeaux erst Ende des 11. Jahrhunderts entsteht (S. 143). Ebenso können die Regeln der Cluniacenser unmöglich die Biographien der Ottonischen Geistlichkeit bestimmt haben (S. 110), denn die ersten Reformen

der Cluniacenser östlich vom Rhein datieren vom Jahre 1020 (vgl. Hauck KG. III, S. 499 ff.). Dass der Grund, in dem Nibelungenliede und der Gudrun sei das literarische Porträt noch vollständig unentwickelt, für die frühere Abfassung dieser Epen ausschlaggebend sei (S. 20, übrigens drückt der Verf. sich S. 153 hierüber selbst viel vorsichtiger aus), kann ich desgleichen nicht zugeben. Die geschichtliche Entwickelung vollzieht sich nicht in der Weise, dass das vollkommenere Neue das unvollkommenere Alte wie mit einem Schlage ablöst. Vielmehr kann beides noch lange nebeneinander bestehen. Der Stil des Verf.s ist nicht immer deutlich. Den Sinn des Satzes: „So wird das Dogma der christlichen Kirche in Franken weitaus strenger gewesen sein, als bei den kulturell tiefer stehenden Germanen . . . . . in Süddeutschland“ (S. 45) habe ich mit dem besten Willen nicht verstehen können.

Göttingen. Walter.

Aus der Jugendzeit eines alten Pastors. Herausgegeben von D. Fr. Hashagen, Professor in Rostock. Wismar i. Meckl. 1906, Hans Bartholdi (VIII, 320 S. gr. 8). 4 Mk.

Autobiographien sind, wenn von Personen geschrieben, deren Leben ein Stück Welt- und Reich-Gottes-Geschichte im kleinen Format darstellt, sicherlich die besten „Erziehungsromane“. Das wird noch in besonderem Sinne zutreffen, wenn, wie in dem vorliegenden Buche, das „der Jugend, ihren Freunden und Erziehern“ gewidmet ist, die Jugendzeit mit besonderer Liebe und Dankbarkeit geschildert ist und der Zeichner hierfür warme und auch lebhafte Farben auf seiner Palette hat. Nach dieser Richtung hin beurteilt, nimmt ohne Zweifel die „Jugendgeschichte eines alten Pastors“ unter den kürzlich erschienenen Selbstbiographien — von Behrmann, Dalton, Schrenk, Ebel, Baumann — einen hervorragenden Platz ein. Schon äusserlich angesehen; denn sie behandelt auf 320 Seiten nur die eigentlichste Zeit der Erziehung bis zur Schwelle der Universität, während z. B. die nächstausführlichen Lebenserinnerungen von Dalton bis zur Berufung ins Pfarramt führen. Was das von Hashagen herausgegebene Jugendbild weitreichender Beachtung wert erscheinen lässt, ist nicht ein bestechender zeit- und kirchengeschichtlicher oder kirchenpolitischer Rahmen, wie er der einen oder anderen genannten Biographie eignet; auch macht nicht etwa eine auf den Bildungsgang und die Jugendentwickelung wuchtig einwirkende Tragik der Ereignisse oder eine grosszügige Plastik in der Darstellung der Einzelbilder die Lektüre des Buches so interessant. Der eigentümliche Reiz der Jugenderinnerungen eines alten Pastors liegt unseres Erachtens einmal in der liebevollen, gemütstiefen Schilderung der unendlichen pädagogischen Bedeutung festgegründeter und festgefügter kirchlicher Formen in Haus, Schule und Gemeinde, und sodann in der ansprechenden, überzeugenden Darstellung, wie „christliches Erzogenwerden und Wachsen allmählich in einen reichen Besitz von natürlichen und geistigen Gaben zur Entfaltung der Persönlichkeit im Dienste Gottes und des Nächsten einführt“ (nach des Verf.s eigenen Schlussworten S. 319). Wegen dieser Eigenschaften besitzt unser Buch einen nicht hoch genug anzuschlagenden Erziehungswert und ist geeignet, grossen Segen gerade in unserer Zeit zu stiften, in der man das letzte, höchste Ziel der Erziehung in der Vermittelung einer charaktervollen, sittlichen Lebensanschauung erreicht sieht und vollends die kirchlichen Formen mehr und mehr als unangenehme Bevormundung, ja als Last und Hemmnis für das „persönliche Leben“ zu empfinden sich gewöhnt und in der Atmosphäre einer blassen Humanität „ausserhalb des Schattens der Kirche“ wohler und gesünder zu leben meint. Es mag in dem persönlichen Standpunkte des Rez. begründet sein, aber nichts hat ihn an dieser Jugendgeschichte wohltuender berührt, als auf Schritt und Tritt den alles durchdringenden Segnungen der „werten Magd“ Gottes, der Kirche, zu begegnen. Die schlichte, unaufdringliche Art, in der diese segensvollen Einflüsse dem Leser dargezeigt werden — bisweilen mag der Verf. selbst diesen Eindruck gar nicht beabsichtigt haben —, kann dazu beitragen, zur Neubelebung des kirchlichen Sinnes und zur Förderung des Verständnisses für Wert und Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft kräftig anzuregen. Allerdings sind, wie der Biograph selbst bemerkt (S. 8), die Lebensweisen und Lebenskreise seiner Jugendzeit dem Geschlechte unserer Tage zum Teil recht fremd geworden, und manches gehört in der Tat bereits der Geschichte an, aber gewisse Anschauungen über die Dinge zumal im Reiche Gottes — und sie sind das Beste, was uns der Verf. bietet, — veralten nicht wie ein Kleid. Zudem liebt es der Verf., seinen jugendlichen Erlebnissen die geklärte Ansicht und das gereifte Urteil des erfahrenen Pädagogen und weitsehenden Kirchenlehrers anzufügen, und gerade dieser erst im Alter geschnitzte Rahmen zu den Lebensbildern der Jugend ladet vornehmlich oft zu längerem Verweilen und Nachdenken ein, zumal da ein schulmeisternder Lehrton der Schreibart des „alten Pastors“ durchaus fremd ist. Nur andeutungsweise seien einige Gegenstände dieser übrigens meist kurzen, aber gehaltvollen Exkurse genannt: das sechste Gebot und die naturalistischen Grundsätze in der Erziehung, das Problem, ob oder vielmehr inwieweit das wetteifernde Streben nach Anerkennung sittlich berechtigt ist, das Erzieherische in Shakespeares Dramen, Schülerphilosophie und die furchtbare Gefahr des Schopenhauerschen Pessimismus für die jugendliche Entwickelung, wahre Ehre und falsch verstandenes Ehrgefühl, das Geheimnisvolle im Begriff des Schönen, die göttliche Pädagogie in den Versuchungen, Vorsicht in Besprechungen des Seelenzustandes, das Gefährliche der Idealisierung des Theaters und Theaterbesuches etc.

Die Darstellung atmet Jugendfrische; tiefer christlicher Ernst und würziger Humor eignen ihr in wohltuender Mischung. Ueber der Jugendzeit des „alten Pastors“ liegt der Sonnenschein der Gnade Gottes, der Freude am Leben weckt, gebreitet. Wie diese Sonne dem Verf. nach eigenem Bekenntnis (S. 319) nie untergegangen ist, so spiegelt sie sich in den einzelnen Erlebnissen, oft auch in den unscheinbarsten Vorgängen, wie in glänzenden Tautropfen.

Der herzlichen Bitte des Verf.s gemäss (S. 9) wollen wir den Schleier der Anonymität nicht lüften. Wer den auf dem Gebiete der Theologie wie der Kirche gleich verdienten Mann aus seinen mannigfachen Veröffentlichungen kennt, wird den „alten Pastor“ an Stil, Eigenart und — Interpunktion bald wiedererkennen, wenn er beim Lesen die verhüllende Einleitung vergessen hat und das Lebensbild selbst vor sich entstehen sieht. Wem der Anonymus unbekannt ist, dem würde zumal bei Jugenderinnerungen die Nennung eines Namens wenig bieten, der für ihn vielleicht einen guten Klang, aber keinen Inhalt hat. Gleichwohl wäre es von Wert und Bedeutung, wenn der Verf. bei der sehr wünschenswerten Fortführung seiner Biographie durch die Jahre der theologischen Entwickelung und beruflichen Tätigkeit aus der Verborgenheit hervorträte, denn bei der Probe auf die Richtigkeit der Jugenderziehung macht doch erst die Namensunterschrift die Urkunde gültig und rechtswirksam.

Druck und Ausstattung sind eine gute Empfehlung für den jungen, aufstrebenden Bartholdischen Verlag in Wismar i. Meckl.

Lic. Galley.

Brederek, Emil (Pastor in Breklum [Schleswig]), **Konkordanz zum Targum Onkelos** herausgegeben. (Beihefte zur Zeitschrift für alttestamentliche Wissenschaft.) Giessen 1906, Alfred Töpelmann (vorm. J. Ricker) (XI, 195 S. 8). 6. 50.

Der Verleger, der Mandelkerns hebräische Konkordanz übernahm, war nicht gut beraten; denn mit verhältnismässig sehr geringem Mehraufwand an Druckkosten und Papier hätte sich die hebräische Konkordanz zu einer hebräisch-targumisch-syrisch-griechisch-lateinischen ausgestalten lassen, und dann hätte sie nicht den vierfachen, sondern den vierzigfachen Nutzen und Wert gehabt, den sie jetzt hat. Nachdem Lanckisch, Tromm und andere schon vor 100 und 200 Jahren den Weg gewiesen, ist es unbegreiflich, dass er noch nicht begangen wurde; aber freilich sogar für das Neue Testament ist eine derartige Konkordanz erst von der Zukunft zu erwarten. Mit Recht sagt auch der Herausgeber der vorliegenden Arbeit, es

sei zu verwundern, dass die Septuaginta bisher die einzige Uebersetzung des Alten Testamentes sei, über die wir Konkordanzen besitzen; den guten Lanckisch hat er dabei vergessen, und englische Arbeiten, wie die von Lanckisch, gibt es auch. Weiter sagt er: nach einem Blick auf den Titel werde der geringe Umfang des Buches in Erstaunen setzen. Das bestätigt eben, was ich zu Eingang sagte: wäre die Targumkonkordanz mit Mandelkern verbunden worden, so hätte man nur vor jedes hebräische Wort die betreffenden targumischen (syrischen, griechischen, lateinischen) Aequivalente setzen und in einer Spalte hinter den Belegstellen mit Buchstaben (nicht Ziffern! — mit Ziffern braucht man schon von zehn an zwei Typen, mit Buchstaben kommt man für unendlich grosse Zahlen mit einer einzigen aus!) auf sie verweisen dürfen. In einer Sonderkonkordanz müssen natürlich zu jedem hebräischen Worte die aramäischen Aequivalente extra gedruckt werden und umgekehrt; und auch die Belegstellen müssen noch einmal gedruckt werden, wenigstens zum Teil. Das vorliegende Buch ist nämlich so geordnet, dass zuerst die Konkordanz kommt, nach der Reihenfolge der hebräischen Wurzeln mit den aramäischen Belegen und deren Stellen, falls einem hebräischen Worte mehrere aramäische Equivalente entsprechen. Hat das hebräische Wort nur ein aramäisches Aequivalent, ist die Stellenangabe natürlich unnötig. Auf diese bis S. 130 reichende Konkordanz folgt ein kurzer Anhang über die Eigennamen und dann bis S. 191 das aramäische Register, in welchem umgekehrt zu jedem aramäischen Worte die entsprechenden hebräischen beigeschrieben sind. Ein kleiner Anhang gibt eine Ergänzung zu Dalmans Aramäischem Wörterbuch. Zuletzt einige Berichtigungen.

Das Ganze macht bei der ersten Prüfung einen vortrefflichen Eindruck, und die Verlagshandlung hat auch das Ihrige getan, indem sie — bei einer Konkordanz doppelt nötig — starkes Papier gewählt hat. Der Druck ist auch aus den Ueberschüssen des Hamburger Orientalistenkongresses unterstützt worden. Ob die Arbeit auch im einzelnen mit derjenigen Liebe gemacht ist, die für eine Konkordanz unentbehrlich ist, kann erst längerer Gebrauch zeigen. Mir sind sofort einige falsche Zahlen aufgestossen; vgl. z. B. S. 133 die beiden letzten Eigennamen unter III mit der Konkordanz. Sodann eine empfindliche Lücke. Wenn das einem hebräischen Worte entsprechende Aequivalent im Aramäischen aus zwei oder drei Wörtern besteht, so müsste im aramäischen Register unter jedem Bestandteil das verzeichnet werden. Das ist aber nirgends geschehen. Wie ungeschickt das ist, mag ein Beispiel zeigen. Mich interessiert die Frage, ob und wieweit das Targum den Sprachgebrauch der syrischen Bibel teilt, בית zur Bildung zusammengesetzter Ausdrücke zu verwenden, wie בית מכסא = ἐπὶ τὸ τελώνιον Matth. 9, 2 und Parallelen, ob also meine Gleichung ἐπὶ τοῦ ἀμφόδου Mark. 11, 4 = בית פגיא = Βηθφαγη Matth. 21, 1 von dieser Seite eine Unterstützung finde. Schlage ich nun im aramäischen Register, das uns über den Sprachgebrauch des Targums aufklären soll, unter בית nach, so finde ich nur בית מבתא = מָלוֹן, während das Targum mehr als zwei Dutzend Beispiele für den Sprachgebrauch bietet, den ich untersuchen möchte; s. im ersten Teil unter אהל, בור, בוש, זרע, חבל, חבר, טירה, יד, ילד, ילל, יעד, ישב, ישם, מצח, נוח (2), סוה, סכן, קדש, קוה, קנה, שכב, שמר, שער, שקה. Darunter sind so interessante wie בית זרע = διὰ τῶν σπορίμων Matth. 12, 1 und Parallelen, בית ילדא = Geburtstag. Dass dies eine empfindliche Lücke ist, liegt auf der Hand. (Beiläufig ebenda S. 141 wird unter aramäisch לבית auf hebräisch אֶל verwiesen, wo ich nichts entsprechendes finde.) Oder wenn das Targum hebräisch רפא (Piel) übersetzt: den Lohn des Arztes bezahlen, so suche ich diesen Sprachgebrauch unter Lohn und unter Bezahlung vergeblich. Insofern orientiert also diese Konkordanz nicht so vollständig über den Sprachgebrauch der von ihr bearbeiteten Quelle, als man von einer Konkordanz erwartet. Im übrigen aber ist sie eine höchst verdienstliche Arbeit und hat hoffentlich die Folge, dass sofort die nächste Auflage des Wörterbuchs von Gesenius unter jeder hebräischen Wurzel ihre targumischen Aequivalente verzeichnet, wie es von Rechts wegen schon längst hätte geschehen sollen. Und wie ich in der ZatW empfahl, verbreitetere hebräische Wurzeln auf ihre griechischen Entsprechungen und umgekehrt zu untersuchen, so empfiehlt es sich auch für das Aramäische. Der Bearbeiter hat einzelne Andeutungen gemacht, z. B. unter אֵיֵב, warum es bald durch סנא, bald durch בעל דבב wiedergegeben werde, sei synonymisch nicht zu erklären; oder bei גֵר, זבח, חטא etc. Falls die Arbeit Anklang finde, solle vielleicht einmal eine Konkordanz zum Prophetentargum Jonathan folgen: ich möchte dringend dafür werben.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

Schultze, George Albert Felix, „Ich bringe das Schwert!" Bibelbeweise für den Darwinismus und „Der nur in Gottähnlichkeit gleiche Mensch". Berlin 1905, Karl Siegismund (217 S. gr. 8). 3 Mk.

Es wird wohl auch den Leser eigentümlich anmuten wie den Ref., in dem vorliegenden Buche Bibelbeweise für den Darwinismus in Aussicht gestellt zu sehen. Und doch ist es dem Verf. bitterer Ernst damit. So meint er — um nur etwas hervorzuheben — aus der Geschichte Kains (1 Mos. 4), ebenso aus der Geschichte der Gottessöhne und der Menschentöchter (1 Mos. 6), wie auch aus der Geschichte des Turmbaus zu Babel (1 Mos. 10) nachweisen zu können, dass es ausser den Adamiten auch noch andere Menschen gab, also die Menschheit von mehreren Urmenschen herstamme. Der Sündenfall bedeutet ihm eigentlich einen Uebergang in eine höhere Entwickelungsstufe, vom Tier zum Menschen; für einen solchen Uebergang soll auch die Ersetzung der Pflanzenkost (1 Mos. 1, 26) durch Fleischkost (1 Mos. 9, 2. 3) zeugen. In der Erschaffung des Weibes aus der Rippe Adams sieht er eine Vorahnung der Fortpflanzung durch Teilung, des Fortschritts vom Hermaphroditismus zur geschlechtlichen Teilung etc. So soll die Bibel für den Darwinismus ein Zeugnis ablegen. Daran schliessen sich noch Erörterungen über Jesus Christus, die Kirche, das Himmelreich — in gleichem Sinne.

Es muss jedenfalls als ein Zeichen der Zeit gelten, dass man den wankenden Darwinismus durch eine eigentümliche Exegese der heiligen Schrift beweisen will. Dabei unter der Voraussetzung, dass „die Bibel darum doch das Buch der Bücher sei und bleibe, welches anzufeinden unberechtigt ist" (S. 20). Aber während wir in solcher Verwendung der heiligen Schrift als eines Lehrbuches der Naturwissenschaft, wie es in diesem Buche geschieht, einen Rückfall sehen, können wir doch mit der Anerkennung der Bibel als Quelle der Wahrheit in solchen Kreisen zufrieden sein.

B. **G. D.**

Scheller, Arndt (Pfarrer in Münchengosserstädt b. Camburg a. S.), Die pädagogische Bedeutung der lutherischen Erklärung des ersten Hauptstückes. Leipzig 1905, G. Strübig (M. Altmann) (34 S. 8). 60 Pf.

Sie liegt nach dem Verf. in der Ausscheidung aller unkindlichen Stoffe und in der konkreten Gestaltung der darzubietenden. Im Anschluss daran stellt er zu jedem Gebot Themata für die katechetische Behandlung, die den Vorzug haben, wirklich kindesgemässe Probleme aufzustellen, wenn der Katechet sich auch nicht mit der hier vorgeschlagenen Randbehandlung wird begnügen können. Das Ganze ist eine Ergänzung zu dem Buche des Verf.s: „Die Beeinflussung der Seele in Predigt und Unterricht" (1903) und um seiner neuen und selbständigen Gedanken willen interessant.

Zarrentin. **Eberhard.**

Verantwortl. Redakteur: Dr. theol. Hölscher, — Verlag von Dörffling & Franke, — Druck von Ackermann & Glaser, sämtlich in Leipzig.